

Prof. Manfred Szadrowsky : Lehrer, Forscher und Freund von Bündens Bergen

Autor(en): **Zinsli, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **39 (1997)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-972190>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Prof. Manfred Szadrowsky: Lehrer, Forscher und Freund von Bündens Bergen

Erinnerungen von Paul Zinsli

Kantonsschule damals

Es war noch eine andere Welt, als wir mit der blauen Mütze täglich vom Untertor, aus der Innenstadt und vom Sand herauf – meist unter Zeitnot – zur hochgelegenen Kantonsschule eilten, wo oft der Rektor Pauli schon auf dem Posten stand und sich die zu spät gekommenen Schüler – wie auch Lehrer – merkte. Noch lag in diesen Zwanzigerjahren der Schatten des ersten grossen Kriegs mit seiner Krisenfolge über Europa. Die Lebenskosten waren auch in der Schweiz bedrückend angewachsen, das Taschengeld der Schüler, die sich noch keine weiten Reisen in den Ferien oder gar in der Schulzeit leisten konnten, war bescheiden wie das damalige häusliche Leben. Da gab es auch noch keine Radios, kein Fernsehen, keine Autofahrten – und es war trotzdem eine beglückende Jugendzeit. Die damaligen sieben Jahre Kantonsschulzeit bleiben in der Erinnerung, die ja ohnehin vor allem das Erfreuliche gut bewahrt, beglückend und erlebnisreich. Freilich war der «Lehrbetrieb» straffer als heutzutage. Da wurden die elterlichen Zeugnisse für Absenzen noch vom Konrektor persönlich überprüft. Man musste dauernd die blaue Mütze tragen, bei bestimmten Anlässen auch die ganze Uniform, und für selbstorganisierte Festlichkeiten musste die Erlaubnis des Rektors eingeholt werden; Rauchen und Wirtschaftsbesuch waren für die jüngern Schüler nicht gestattet, und erst in der 5. Klasse erhielt man, mit 18 Lebensjahren, die «Erweiterte Freiheit», mit

der es möglich wurde, abends wenigstens zwei bestimmte Restaurants zu besuchen. Nicht bei allen Blaumützlern beliebt war das Kadettenwesen, das uns am Mittwochnachmittag in die Uniform steckte und uns auf der Turnerwiese oder auf dem Rossboden paramilitärische Übungen beibrachte. Das Schönste daran war die flotte Kadettenmusik, mit der das blau-grüne Bataillon nach getanem Werk spätnachmittags mit geschultertem Gewehr in die Stadt einzog – zur Freude der Churer Bürger und vor allem der jungen Mädchen. Für die Ordnung an der Schule sorgte eben damals der Respekt gebietende Rektor, der strenge «Pauli» (Prof. Paul Bühler). Ihm waren die etwa 400 Schüler, inklusive ein halbes Dutzend Schülerinnen – Gymnasiasten, Techniker, Handelsaspiranten – anvertraut. Die Seminaristen und zahlreiche Seminaristinnen hatten ihren eigenen Direktor. Rektor Bühler aber stand einem umfassenden Lehrerkollegium vor, das sich aus z. T. sehr eigenwilligen und originellen Köpfen zusammengefunden hatte, wie ein solches in modernen höhern Lehranstalten kaum mehr gefunden wird.

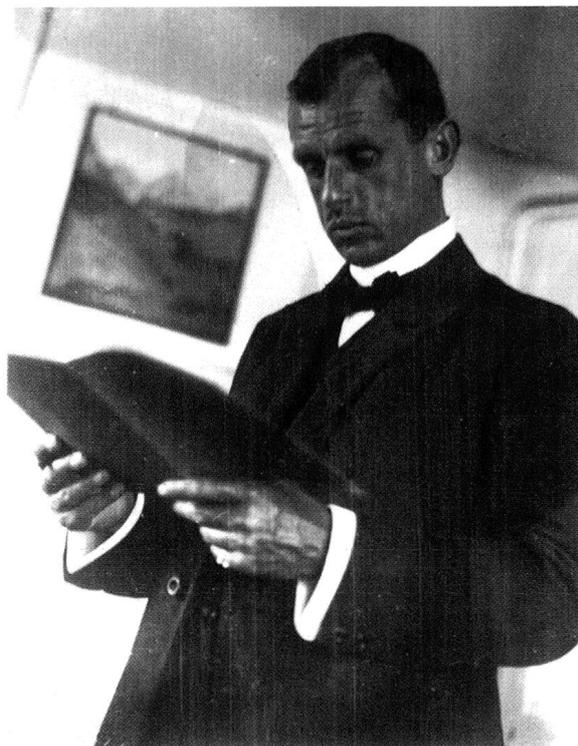
Wir achteten unsere Professoren noch im gebührenden Abstand, fanden aber für die meisten in der noch fast familiären Schulgemeinschaft ohne übelwollende Spitze einen «vererbaren» Übernamen. Da gab es etwa, vertraulich mit dem Vornamen angesprochen, den erwähnten «Pauli», den «Max», den «Joggi» oder den sanften «Fridolin»; es gab nach seiner Aussprache den «Muffali», nach dem Aussehen den «Schlumpf», den

«Seeräuber», sogar den im Grund stets wohlmeinenden «Satan». In lieber Erinnerung ist mir das «Christkindli», der kleine, feinsinnige und um Churs Musikleben hochverdiente Prof. Christ im schwarzen Frack, dessen weisse Manschetten jeweils im Eifer des Dirigierens weit in die Luft flogen. Nur die allzu blassen oder «makellosen» unter unsern Professoren wurden nicht mit solchen Zunamen gewürdigt.

Jeder von diesen, unsern Meistern hatte in dem alten, klösterlich düstern und nun längst abgerissenen Schulgebäude sein eigenes, nach persönlichem Geschmack eingerichtetes Zimmer, und wir kehrten so nach jeder Unterrichtsstunde mit Mappen und Büchern in eine andere Stube ein.

Im Nummer 25, wo uns an den Wänden schon Bilder von Dürer, Holbein, Schwind und andern Malern entgegenblickten, herrschte Prof. Dr. Manfred Szadrowsky, in Abwandlung seines fremdartig klingenden Namen der «Schwadri» genannt, was aber niemand sinngemäss verstand; denn sein Unterricht war klar, bestimmt und eher wortkarg. Sein Familienname schien auf eine Herkunft aus östlichen Landen zu weisen. Doch war unser Deutschlehrer ein Schweizer Bürger aus St.Gallen mit einem offensichtlichen Stolz auf seine angestammte deutsche Muttersprache und die deutsche Kultur. Nach dem Ausweis der Dokumente stammten seine Ahnen aus Franken und Donaueschingen und trugen den heimischen Namen Schade.

Erst der Grossvater Heinrich Schade, der 1848 im Gefolge der reichsdeutschen Aufstände wie auch berühmte Zeitgenossen – der Architekt Gottfried Semper, der Ästhetiker Friedr. Theodor Vischer, der Dichter Georg Herwegh, der Musiker Richard Wagner – als politischer Flüchtling in die Schweiz kam, veränderte er die deutsche Lautung Schade in das fremde Szadrowsky. Dies geschah offenbar unter dem begeisterten Anteil, den er mit vielen Schweizern, wie etwa auch Gottfried Keller, am blutigen Freiheitskampf der Polen nahm. Unser Deutsch-



Prof. M. Szadrowsky während des Unterrichts 1922. (Heimliche Aufnahme eines Schülers).

lehrer erwog noch den Gedanken, in einer veränderten Gegenwart seinen ursprünglichen Familiennamen wieder herzustellen. Doch vor allem die Verehrung für seinen bedeutenden Grossvater hielt ihn, der nun auch schon «seinen eigenen Namen gemacht hatte» davon zurück.

Prof M. Szadrowsky hatte in Rorschach, wo er 1886 geboren war, und in St. Gallen eine glückliche Jugendzeit verlebt, die klassische Gymnasialmatura erworben und nach einigen Studiensemestern diese anno 1912 in Zürich mit dem Dokortitel abgeschlossen. Noch im selben Jahr konnte er eine erträumte Lehrstelle an der Kantonsschule in Chur im «Wunderland» Graubünden antreten. Hier wirkte er mit Freude und Erfolg von seinem 26. bis ins 65. Lebensjahr, hier – mitten in den Bergen – fühlte er sich in einem vielseitigen Wirken glücklich; hier gründete er dann mit seiner lebenswürdigen Frau Helene Burckhardt aus Basel einen eigenen Hausstand, hier wuchsen ihm drei frohe Kna-

ben heran, mit denen er gern die nahe Bergwelt erwanderte. Und an der Kantonsschule, an der einst auch sein Grossvater als Musiklehrer gewirkt hatte, konnte er nach seinem Rücktritt noch hie und da zu seiner grossen Freude vertretungsweise wieder lehrend mit einer neuen jungen Schülergeneration in Verbindung treten. Verstorben ist er 1974 im hohen Alter von 88 Jahren.

Deutschunterricht

Der Deutschkunde im weitesten Sinn hat sich Prof. Szadowsky verschrieben. Trotz weiterreichender Ausbildung lehrte er durchwegs mit grossem Ernst nur im Bereich des deutschen Sprach- und Kulturlebens. Sein Unterricht war anspruchsvoll und zugleich im Schillerschen Sinne «heiter». Es wurde nicht doziert, nicht Stoff gehäuft; der Schüler sollte frei durch immer neue eigene Einsichten in Form und Gehalt der Dichtung wie in Struktur und Ausdrucksmöglichkeiten der Muttersprache gebildet werden. In der ersten Klasse lasen wir angeregt Sagen und Balladen. Während der Samstagstunde aber durften wir nach freier Wahl ein gehaltreiches Gedicht vortragen. Der Eifer stieg so weit, dass einer von uns sogar C. F. Meyers fast hundert Seiten füllendes Versepos «Engelberg» aus dem Gedächtnis zu rezitieren begann. Heftig aufgebracht aber wurde unser Lehrer, als ein Frechling aufzusagen begann mit dem Studentenlied «Ich gehe meinen Schlendrian...». «Ja geh du nur deinen Schlendrian!» kam es sogleich von oben, und schwups war der Vortragende zur Tür hinaus. Damit hatte es aber auch sein Bewenden. – Später führte uns Prof. Szadowsky in die bedeutenden Werke der klassischen deutschen Literatur ein. «Es ist eine wundervolle Aufgabe oder eher eine Erlaubnis», schreibt er rückblickend in seinen handschriftlichen Aufzeichnungen «immer wieder die Schüler in der deutschen Sprache zu unterrichten und immer wieder junge

Menschen mit den höchsten Werten des deutschen Schrifttums vertraut zu machen, immer wieder junge Herzen für... alles Grosse und Herrliche zu begeistern, immer wieder selber begeistert zu entdecken und der jungen Generation zu schenken». Besser als durch diese seine eigenen Worte kann man das Wirken unseres Lehrers nicht schildern.

Mit ihm lasen und erarbeiteten wir Lessings «Nathan», Schillers «Wallenstein», Goethes «Faust» – um nur Übertreffendes zu nennen. Doch blieb er nicht bei den Klassikern. Besonders lieb waren ihm C. F. Meyer mit seinem auch die Bündner Bergnatur widerspiegelndem «Jürg Jenatsch», Gottfried Kellers «Grüner Heinrich»; dazu kamen Werke von Storm, Mörike, Raabe und andere, die nicht unbedingt zur Schullektüre gehören. Mit Freude kehrten wir in die Romantik ein bei Eichendorff mit seinem heitern «Taugenichts» und seinen bezaubernden Gedichten. Ein begeistertes «herrlich!» konnte da unser Meister nicht unterdrücken und pochte dazu verstärkend noch mit dem Schuh an die Pultwand. Es ging ihm übrigens bei unserer weitreichenden Lektüre nicht darum, geistesgeschichtliche Zusammenhänge aufzudecken. Er wollte vielmehr erreichen, dass das einzelne Werk richtig gelesen und seine besondern Probleme voll erfasst und erlebt würden. Um den Überblick über die literarische Zeit zu gewinnen, mussten wir viel zu Hause lesen, etwa «Dichtung und Wahrheit», Dramen von Shakespeare und Kleist, Romane von Raabe, sogar von Willibald Alexis, was uns bei der übrigen Aufgabenbelastung gelegentlich sauer aufstiess. Aber später waren wir dankbar für die weiterreichenden Kenntnisse, die so und danach durch eine jeweils knappe Besprechung in der Schulstunde noch eingebracht wurden.

Grosses Gewicht legte Prof. Szadowsky auf die Pflege der Muttersprache. Er scheute die Arbeit noch nicht, im Schuljahr drei oder vier Hausaufsätze zu korrigieren und sie dann in der Schulstunde einzeln und eingehend zu besprechen. Dabei ging es nicht nur

Prof. M. Szadowsky auf einem Klassenausflug mit Schülern der Gym.-Klasse (1921).



um die heute oft vernachlässigte Rechtschreibung und Grammatik; der deutsche Ausdruck musste klar, anschaulich und möglichst einfach sein. Bei Phrasen und abstraktem Wissenschaftsgehabe zückte er den Rotstift. Der Dank Ehemaliger für diese straffe sprachliche Erziehung klang noch in späten Klassenzusammenkünften nach.

Wissenschaft

So sehr ihn die Schule und die Bildung junger Menschen erfüllte – der mehrfach Begabte und Aufgeschlossene fand doch auch Zeit zum Forschen im Bereich seiner geliebten Muttersprache schweizerdeutscher Prägung. Mit seinen durchdachten wissenschaftlichen Untersuchungen fand er weitreichende Anerkennung im ganzen deutschen Sprachraum. Schon in der Doktorarbeit wollte er sich nicht damit begnügen, eine der üblichen Ortsgrammatiken mit der Statistik von Lauten und Formgebilden zu verfassen. Der philosophisch Geschulte wählte sich ein Thema aus dem Sinnbereich der Sprache. So behandelte seine Dissertation über «Nomina agentis im Schweizerdeutschen» die Frage, durch welche Mittel ein irgendwie Handelnder oder doch etwas Tätiges sprachlich zum Ausdruck

gebracht wird, und er stellte die einschlägigen Wortableitungen auf -er, auf -i wie auf e(n) in ihrer reichen Fülle mit den vielfältigen Bedeutungenabschattungen dar (1913). Die zweite umfassendere Arbeit betraf die «Abstrakta des Schweizerdeutschen in ihrer Sinnentfaltung» (1933) – wieder Wortgut unserer Mundarten von besonderer Lautform mit ihren vielen Bedeutungsverzweigungen. – Neben solchen Darstellungen, deren Stoff teilweise aus entlegenen literarischen Quellen-Wörterbüchern, Grammatiken, Texten – zusammengetragen werden musste, beschäftigten den Dialektologen zunehmend Probleme, die sich aus der unmittelbar gesprochenen Mundart im Kontakt mit gesprächigen Menschen ergaben. Da waren es vor allem die bäuerlichen Bergbewohner, die er bei seinen Ferienaufenthalten antraf und deren noch altertümliche Rede ihn zum sprachkundlichen Forschen anregte. So notierte er sich in Avers, in Safien, später in Monstein dauernd eigenartige Wörter und Satzgebilde. Eine Fülle solcher merkwürdiger Wörter sandte er seit Jahrzehnten jeweils der Redaktion des noch werdenden Schweizerdeutschen Wörterbuchs (Idiotikon) als weitere Bausteine zu, nicht zuletzt, um darin auch die Mundart der entlegenen Bündner Hochtäler zu dokumentieren. «Es vergeht kaum

ein Tag», schrieb ihm einmal ein Redaktor, «ohne dass ein Zettel von Ihrer Schrift uns in die Hand kommt.» Seine eigenen Arbeiten handelten nun etwa von solchen altbewahrten Ausdrücken, vom erstaunlichen Weiterleben des zweiten Falls (Genetiv), von besonders höchstalemannischen Flurnamenfügungen in den bodenständigen Bergdialekten, von Eigenarten der Satzgestaltung und auch vom Einfluss der rätoromanischen Nachbarn auf die walsersdeutsche Rede. All dies veröffentlichte er in seinen «Beiträgen aus dem Walsersdeutschen», die, wie andere seiner Publikationen, in den angesehensten wissenschaftlichen Zeitschriften Deutschlands erschienen.

Überblickt man diese zahlreichen Einzelbeiträge, so verbinden sich alle zu einem grossen Bild von unsern Bergdialekten, besonders von der Bündner Walsersprache. Prof. Szadrowsky hat nie ein einzelnes dickes Buch veröffentlicht; aber mit seinen immer Neues ins Licht fördernden, teilweise weit über 100 Seiten umfassenden Untersuchungen hätte er stattliche Bände gefüllt.

M. Szadrowsky war allerdings kein enger Mundartforscher. Neben seinem geliebten Deutschunterricht in Chur hielt er Vorlesungen und Übungen als Titularprofessor an der Universität Zürich auf dem weiten Bereich der germanischen Philologie über Probleme der gotischen, althochdeutschen und mittelhochdeutschen Sprachstufe. Eingehend beschäftigte er sich mit dem Altnordischen (Isländischen) und arbeitete am friesischen Wörterbuch, wodurch er 1950 zum Mitglied der Friesischen Akademie ernannt wurde. In gewohnter Ruhe, aber innerlich bewegt, trug er seine weiten Erkenntnisse über die altgermanischen Sprachen im akademischen Lehrsaal vor und verschaffte den Studenten zudem einen klaren Ein- und Überblick über Wesen und Grenzen des Schweizerdeutschen. Möglichkeiten, vollamtlich an einer andern Hochschule zu wirken, hielt er fern aus Freude an seinem Kantonsschulunterricht und aus Liebe zu Graubünden, seiner zweiten Heimat.

Musik

«Musik ist ein Grundzug meines Wesens» erkennt M. Szadrowsky einmal in seinen späten Notizen. Musik hat ihn denn auch von Kindsbeinen an durchs ganze Leben begleitet. Freilich war er auch für die bildenden Künste aufgeschlossen. Er zeigte uns Schülern und besprach mit uns besonders gern Gemälde und Zeichnungen altdeutscher Meister wie Dürers Kupferstiche, Grünewalds Isenheimer Altar, aber auch Michelangelos Sixtinische Fresken, und er suchte uns die ihm lieben deutschen Romantiker von C. D. Friedrich über Schwind, Rethel bis Spitzweg nahe zu bringen. Noch stärker war M. Szadrowsky eben, aufnehmend und selber nachgestaltend, mit den klassischen Werken der Musik verbunden. Schon im frühen Knabenalter beeindruckte ihn eine Symphonie von Haydn und bald Webers «Freischütz» stark. Als Jüngling ergriff ihn der Klangzauber Richard Wagners, zuerst «Lohngnir»: «A-Dur, Himmelblau und Silber» – später die «Meistersinger», die Klavierwerke von Brahms, sein «Deutsches Requiem», Beethovens Symphonien, und spät erst erschloss sich ihm auch Mozarts Musik. «In meinen Studentenjahren ist mir das wohltemperierte Klavier J. S. Bachs fast tägliche Erbauung gewesen und dann immerfort teuerster Besitz geblieben.»

Zu dieser Zeit beherrschte er das Klavier schon meisterlich. Bereits als Kind durfte er Unterricht an diesem Instrument geniessen, später bei dem damaligen Kapellmeister Albert Meyer, der ihn als Dirigent die Orchesterproben der Abonnementskonzerte miterleben liess. In Chur fand er später die Gelegenheit mit Geigern und Bläsern als Pianist Kammermusik zu pflegen und auch das Orgelspiel noch zu erlernen. Als in der Martinskirche Bachs grosse Matthäus-Passion durch den Kirchenchor unter Prof. Christs Stabführung dargeboten wurde, spielte M. Szadrowsky den Klavier (Cembalo)-Part.

Mit grosser Freude, ja mit Ergriffenheit

hörte er die ebenfalls in der Martinskirche anno 1923 durch den Churer Männerchor dargebotene Calvenmusik unter der künstlerischen Leitung von Direktor Ernst Schweri. Diesem Werk, das für das von unserer Elterngeneration unvergessene Jubiläumfest zum Bündner Sieg von 1499 an der Calven geschaffen worden ist, hat M. Szadrowsky eine eingehende Würdigung gewidmet, in der er es nach Ausdruck und Motiven aus der heimischen Natur und aus der rätschen Tradition zu deuten sucht: «Die Calvenmusik ist ein Stück Bündnerland, Bündnergeschichte, bündnerisches Volkstum, eine Gestaltung bündnerischen Wesens...» Der Bündner Landsgemeindemarsch, die Mastralia, welche Barblan nachgeschaffen hat aus Stücken, die im Engadin und im Prättigau erhalten geblieben sind, wird als der musikalische Kern erkannt, aus dem die ganze reiche Musik gewachsen ist.

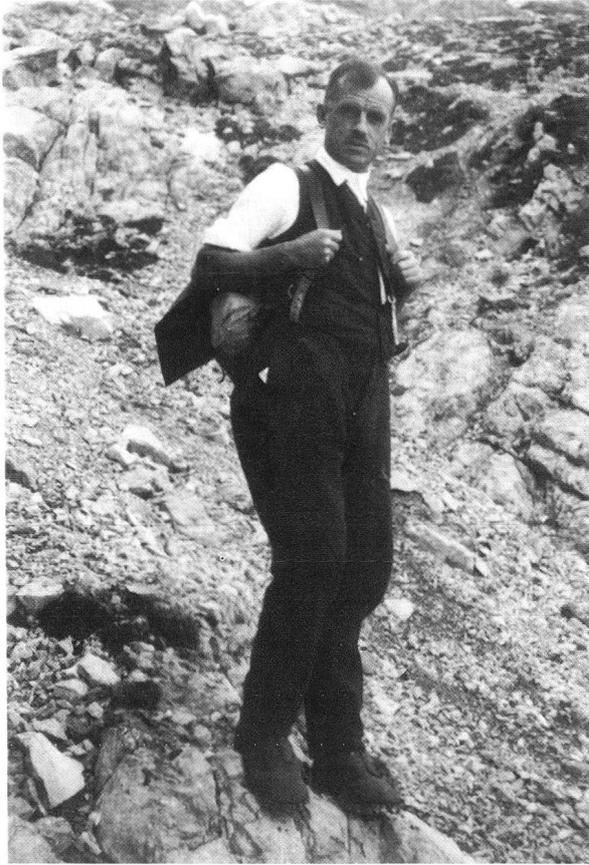
Die musikalische Anlage und seine Freude an der Musik hat Prof. Szadrowsky, wie er selbst überzeugt ist, ererbt von seinem verehrten Grossvater, dem – wie erwähnt – um 1848 als politischer Flüchtling aus Deutschland in die Schweiz gelangten Heinrich Szadrowsky-Ostermann (1828-1874). Dieser, ein bedeutender Orgelspieler, wirkte jahrzehntelang in seiner Wahlheimat als Musiklehrer in Chur und später am St. Galler Lehrerseminar in Rorschach. Er gründete in St.Gallen ein Symphonieorchester und liess hier die Symphonien Beethovens und Schumanns erklingen. Im Jahr 1856 lud er Richard Wagner und Franz Liszt zur Mitwirkung in seinen Abonnementskonzerten ein und verkehrte auch brieflich mit ihnen.

Auch war der Grossvater ein begeisterter Freund der Berge. Er gehörte zu den Mitbegründern der Sektion Raetia des Schweiz. Alpenklubs und schrieb damals in den Sechzigerjahren, zur Zeit als unsere höchsten Gipfel erst erobert wurden, gehaltreiche Aufsätze in den ersten SAC-Jahrbüchern, unter anderm über Bergmusik – über Klänge von Quellen und Wasserfällen – in der Gebirgsnatur.

Berge

Auch die enge Naturverbundenheit Prof. Manfred Szadrowskys mit der unbändigen Liebe für die Berge – «Ich danke dem Schöpfer für die Berge...» – mag ebenso ein ererbter Zug seines Wesens sein. Für ihn war vor allem «Graubünden von Jugend auf das geliebte Wander- und Wunderland». Wie ein Wunder muss es ihn getroffen haben, als ihm unmittelbar nach dem Abschluss seines Studiums eine Lehr- und Lebensstelle gerade an der Kantonsschule in Chur am Zugang zur ganzen Bündner Bergwelt zuteil wurde. Berge umschlossen das damals noch ruhige, kleine Städtchen. Der wanderfreudige Professor bestieg nun jedes Jahr zur Frühlings- und Herbstzeit die nahen Anhöhen, die Sayerköpfe, den Montalin..., und noch in alten Tagen zog es ihn immer wieder durch den Waldschatten auf den vorgelagerten, leicht erreichbaren Mittenberg. Dauernder Anstoss zu vielen Wander- und Gipfelfahrten war eben seine Freude an der Natur, an den bunten Alpenmatten im Laufe der Jahreszeiten, an der Begegnung mit Gamsen und Adlern, am Waldesrauschen ebenso wie am Toben des Sturms um die Gräte.

Und nicht allein die überragenden Gipfel waren das Ziel des geübten Alpinisten; beglückend fand er es auch, die Umwelt eines entlegenen Hochtals wandernd und bergsteigend zu erfahren. So hat er spät noch mit seinen Knaben das Gebirge um Monstein – Bühlenhorn, Gipshorn, Erzberg, Gletscherducan – bestiegen, hat Land und Leute in Avers kennen gelernt und die Anhöhen rundum vom Plattenhorn bis zum Piz Duan, vom Grosshorn bis zum Piz Gallegione für sich entdeckt und hier «den schön gestalteten Piz Platta besonders ins Herz geschlossen». Als Prof. Szadrowsky in den spätern Zwanzigerjahren seine Sommerferien im Safiental verbrachte, durfte ich ihn auf seinen Bergpfaden begleiten. Wir erkletterten auch auf verschiedenen Wegen durch bröckelndes Kalkgestein die damals noch selten besuchten Höhen des



Der Bergsteiger Prof. M. Szadrowsky (um 1930).

Alperschellihorns, des Weissorns, wo sich im Steimannli noch u. a. der Name des Berner Bergführers Christian Almen aus dem Jahr 1893 unversehrt vorfand, und die zackigen Pizzas d'Annarosa. Hier in meinem Heimattal machte mich mein Mentor auch auf die Eigenarten der Safier Walsermundart aufmerksam und weckte damit in mir ein künftiges Interesse. Unter seiner sichern Führung durfte ich später auch weitere Bergerhebungen besteigen: das Rheinwaldhorn, den Piz Kesch, den Piz Morteratsch. Auf dem Gipfel der Margna war es mir an einem sonnigen Herbsttag vergönnt, das weite, gleissende Gletschermeer bis tief nach Italien hinein schauend zu bestaunen. Prof. Szadrowsky hat in seinem Leben mit Bergkameraden und auch mit Führern fast alle namhaften Gipfel im Umkreis Graubündens bestiegen wie den Piz Palü, den Piz Roseg, Tremoggia, die Brigelser Hörner, Bifertenstock, Tödi und viele andere.

Einen Gipfel hat er sich lange aufgespart zur Erfüllung seiner Bergsteigerfreuden, den Piz Bernina, den höchsten in Bünden, welchen er noch in späten Tagen beglückt ersteigen konnte. M. Szadrowsky hat keine Berge «gemacht»; er hat sie mit Leib und Seele erlebt, erfahren, erkämpft. Ihm war «der Berg» – im Schiller'schen Sinn – das «Erhabene», verkörpert in der Natur, das Emporgehobene und Emporhebende, vor dessen Macht uns ein Hochgefühl und ein Schauer ergreift. So werden dem Bergsteiger zwei Haupterlebnisse zuteil: «das Erhabene und die Ehrfurcht». M. Szadrowsky hat dies in einem sehr eindrücklichen, anspruchsvollen Beitrag in der SAC-Zeitschrift «Die Alpen» (1950, S. 391-407) dargestellt, stets neu lesenswert für alle besinnlichen Freunde der Bergwelt!

Persönlichkeit

Prof. M. Szadrowsky lebt in der Erinnerung fort als eine eigengeprägte Gestalt von hoher Bildung – eigengeprägt, aber auch eigensinnig, so dass er mit seinen festen Anschauungen gelegentlich herausfordern konnte. Er war, wenigstens in seinem Mannesalter kein geselliger Mensch und allem äusserlichen Betrieb abhold. Ernst waren seine Anforderungen, aber auch die an sich selbst, fast asketisch seine Alltagsansprüche. Als Fussgänger legte er täglich den Weg zur Schule zurück und mied auch sonst nach Möglichkeit die Verkehrsmittel. Er hat wohl nie ein Taxi bestiegen. Auf einem Velo wäre er unvorstellbar geblieben. Ein aristokratischer Zug lag in seinem Charakter. Er bezeichnete sich gern als konservativ, nicht politisch, sondern kulturell im Sinne von «erhaltend, überlieferte Werte bewahrend». Schillers warnende Worte «Nicht ungezügelt nach dem Neuen greifend» wollte er uns einprägen.

Seine geistige Welt beruhte auf den Werken der klassischen deutschen Literatur und

Musik. Alles Bedeutsame von Lessing und Bach an bis zum frühen Thomas Mann und zu Reger und Richard Strauss war ihm innerste Herzensangelegenheit; ja er war der Ansicht, dass höchste künstlerische Werke – wie etwa Beethovens Symphonien – bis ins Metaphysische reichten, und als Lehrer war es ihm eben das eigentliche Anliegen, den jungen Generationen diese nach seiner Überzeugung bleibenden Werte zu vermitteln.

Vielfältig waren seine Studien auch im Bereich der Philosophie. Schon in Heidelberg und München, danach wieder in Zürich bei seinem verehrten Prof. Gustav Störing galt sein Eifer den kritischen Schriften Kants. Lesen wir, was er selber in seinen nachgelesenen Notizen über die Entwicklung seines Denkens schreibt: «Seine (Kants) Philosophie wurde und blieb der feste Grund meiner Weltanschauung, bewahrte mich vor Schanden durch die mir durchwegs vertrauten und sehr lieben Werke Nietzsches. Schopenhauer ist mir zeitlebens bedeutend geblieben. – Kant, der im Metaphysischen das Wissen aufhob, um für den Glauben Platz zu machen, liess mir den Weg offen zu einem überzeugten evangelischen Christentum. Zu diesem

hat mich meine Frau durch ihr Wesen und Wirken geführt...»

Das Schlichte, im Einfachen Grosse war letztlich das, was er wieder suchte und was er in der Entfaltung des modernen Lebens verloren gehen sah. In seinem Unterricht galt noch der Unterschied zwischen Kultur und Zivilisation, und er fürchtete – kaum zu Unrecht –, dass diese das geistig-moralische Leben überfluten werde. Skeptisch war er deshalb gegenüber dem technischen Fortschritt unserer Tage. Als ein Unglück sah es der für die Natur und Kultur Kämpfende an, als 1925 die Bündner dem Auto den Zugang zu ihrer Bergwelt gestatteten und als diese lärmenden Vehikel schliesslich bis in die hintersten Alpentäler vordrangen. Seinen letzten Dank an den Kanton Graubünden, der ihm so viel Beglückendes mit seinen Menschen, seiner Schule und seinen Bergen ins eigene Leben geschenkt hatte, wollte er der Regierung beim Abschied noch «in Sorge und Dankbarkeit» den Grundsatz wünschen: «Wichtiger als breite Strassen und immer noch breitere und breiteste Rennstrassen sind gesundes Wasser, reine Luft, Stille.»